

Unverkäufliche Leseprobe



Gustav Seibt
Ein Sommer mit Goethe

2026. 272 S., mit 25 Abbildungen
ISBN 978-3-406-84360-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/39976652>

Gustav Seibt

Ein Sommer mit Goethe

Gustav Seibt

Ein Sommer mit Goethe

C.H.Beck

Mit 25 Abbildungen

Vorderer Vorsatz: Johann Heinrich Wilhelm Tischbein,
Goethe in der römischen Campagna, 1787, Städel Museum,
Frankfurt am Main, Public Domain

Hinterer Vorsatz: Aufnahme von Goethes Arbeitszimmer
im Dornburger Renaissanceschloss, Bergstube,
Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten, Philipp Hort

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München
Umschlagabbildung: Jakob Philipp Hackert, Blick auf Sankt Peter in Rom,
1774, Städel Museum, Frankfurt am Main, Public Domain

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 84360 0



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Inhalt

Das Unternehmen wird entschuldigt · 9
Kürze · 16
Evergreen · 21
Erste Freundschaft, erster Tod · 26
Zeitmaschine · 30
Tagebuch und Weltgeschichte · 36
Krieg, Geld, Papier · 41
Modern Money Theory · 45
Wer ist schuld an der Revolution? · 50
Selbsterprobung · 55
Lieber Tod als Anarchie · 60
No Sympathy For The Devil · 65
Krönungstag · 70
Schweigsamer Dichter · 76
Spaltung der Gesellschaft · 81
Ein frecher Höfling · 86
Erkenne, was du bist! · 91
So musst du sein · 97
Wo haben Sie die Iphigenie geschrieben? · 101
Despotie als Lebensform · 106
Bedingte Regierungen · 110
Freiheit · 114
Freyheit! Freyheit! · 119

Freysinn · 124
Geistloser Purismus · 129
Wälzen und Rollen · 133
Gestalt und Gewalt · 138
Weiblicher Eigensinn · 143
Die Wolke Schuldbewusstsein · 147
Was ist Größe? · 152
Die Krankheit zum Tode · 158
Das Du · 162
Prinz und Professor · 167
Fashion Victim · 174
Demoiselle und Kaiserin · 179
Das Geheimnis · 184
Safer Sex · 189
Sex und Lügen · 194
Das Jammerkreuz · 199
Kein Widerkrist · 204
Gott ist keine Person · 209
Bildung · 214
Gewackel und Geschnatter · 219
Himmelsgewölbe · 224
Ihr glücklichen Augen · 229
Aufjauchzen · 235
Wiedermorgen und Immermorgen · 240
Lange leben heißt vieles überleben · 246
Verjüngungskur · 251
Der Tod als Porträtmaler · 258
Vierzig Tage · 263

Zur Textgestalt · 268
Bildnachweis · 270

Das Unternehmen wird entschuldigt

Es ist keine Schande, Goethe nicht gelesen zu haben. Es ist nur schade, und man kann es ändern. Manchmal kann es ein Vorteil sein: In meinem Deutschunterricht an einem berühmten humanistischen Gymnasium im München der Siebzigerjahre wurde in neun Jahren keine Zeile Goethe gelesen, gewiss nicht aus Oppositionsgeist gegen einen bedrückenden Kanon, sondern aus Lässigkeit intellektuell anspruchsvoller Lehrer, die Jahr um Jahr anderes reizvoller fanden und an die Goethe-Lücke vermutlich gar nicht dachten. Der Lehrplan war flexibel, und entgegen anderslautenden kulturkritischen Gerüchten war eine *Faust*-Lektüre damals nicht vorgeschrieben. Zum Goethe-Lesen kam ich trotzdem schon während meiner Schulzeit, auf freiwilligen Wegen, durch Theater- und Kinobesuche, während der ersten Italienreise und durch eine andere Lektüre: Auf der ersten Seite von Thomas Manns Roman *Lotte in Weimar* stehen festliche Verse aus dem *West-östlichen Divan*, die ich als Sechzehnjähriger nachschlug. Mit dem «Divan» «hatte» Goethe mich, ganz ohne die oft quälende Routine eines Unterrichts. Genauer gesagt war es die auch in diesem Büchlein zitierte *Hegire*, das feierliche Eröffnungsgedicht, das mich so überwältigte wie zur gleichen Zeit nur die Symphonien und

Klavierkonzerte Beethovens. Wie kann es etwas so Schönes geben? Ohne dieses jugendlich naive, seither immer wieder erneuerte Staunen wäre ich nicht Goethe-Leser geworden und geblieben. Im Zivildienst beim Bayerischen Roten Kreuz las ich während vieler Wartezeiten eine altmodische Ausgabe der dichterischen Werke in fünfzehn Bänden Stück für Stück durch, befeuert und beständig, auch wenn ich auf vielen Seiten das Verstehen auf später verschob. Voraussetzung dieser Entflammung war eine Umgebung, in der solche Klassiker zur Hand waren: Im evangelischen Teil unserer Familie gehörte die Überreichung einer Goethe-Ausgabe traditionell zur Feier der Konfirmation.

Vielen heutigen Nicht-Lesern dürfte es genau andersherum gehen: unattraktiver Unterricht, fehlende andere Gelegenheiten. *Faust* ist vielerorts Pflicht, aber nicht jede Schülerin trifft er im richtigen Moment, vorsichtig vermutet. Dazu kommt, dass sich das Interesse an Goethe in den letzten Jahren stark auf die Lebensgeschichte, die Umstände einer historischen Figur gerichtet hat. Inzwischen mag bei manchem der Eindruck aufgekommen sein, vor einer Lektüre Goethescher Werke müsse die Kenntnisnahme vielhundertseitiger Biographien stehen. Oder diese Biographien setzen sich gleich ganz an die Stelle der Werke, als seien diese vor allem Dokumente eines Lebens. Nun wirkt Goethes Leben schon durch die enorme Dichte der Dokumentation historisch vielleicht ungewöhnlicher, als es das in den damaligen Zeitumständen war. Aus größerem Abstand betrachtet, zeigt Goethes Biographie die Laufbahn eines wohlhabenden Bürgersohns, der mehr als fünfzig Jahre lang das vergleichsweise ereignisarme Leben eines begünstigten fürstlichen Favoriten führte, eine Rolle, die im späten 18. Jahrhundert nicht ganz

selten war. Goethe konnte sie über den Tod seines Gönners hinaus aufrechterhalten, weil sie mit einer amtlichen Stellung verbunden und durch persönlichen Ruhm gesichert war.

Sozialgeschichtlich verlief dieses Leben an einem für Deutschland typischen Schnittpunkt von bürgerlicher Gelehrtenkultur und höfischer Gesellschaft. Goethe war mit vielen bedeutenden Wissenschaftlern seiner Zeit vernetzt, zugleich hatte er Umgang mit Monarchen, Ministern und Diplomaten. Sein früher, stetig wachsender Ruhm geriet zu einem unvergleichlichen sozialen Kapital. Heinrich Heine fand dafür das Bild eines sitzenden Jupiters in einem beengten Tempel, der, wenn er sich aus seinem Thron erheben wollte, das Dach über dem Kopf zersprengen müsste. Über diese kleine Welt, Goethes Umfeld, den Weimarer Hof, das Theater, die Universität in Jena, seine Reisen, seine ausgebreiteten Interessen, seine Lektüren und Sammlungen, seine Amouren, seine Familie, seine Lebenstechnik und seine seelischen Bedrängnisse weiß man unendlich viel. Und all das ist auch ohne sein Werk so reizvoll wie gut belegtes Leben einer vergangenen Epoche immer interessant ist, wenn man sich überhaupt für Geschichte interessiert. Goethe ist zudem Spiegel und Kommentator einer ungewöhnlich aufregenden Epoche der deutschen und europäischen Geschichte, der sogenannten «Sattelzeit» zwischen Alteuropa und der Industriemoderne. In seine Mitte fällt die Französische Revolution, das wichtigste Ereignis der Neuzeit. Doch steht der Biographismus dem Zugang zum Werk auch im Wege, so sehr er im Einzelfall des Kommentierens dem Verständnis aufhilft. Das Werk selbst aber ist ein Gebirge, dessen schiere Masse und Unüberschaubarkeit abschreckend wirken können.

Dieses kleine Buch möchte Leserinnen und Lesern, die Goethes Werke noch nicht oder nur wenig kennen (oder deren

Lektüre lange zurückliegt), und die sich vielleicht auch gar nicht sicher sind, ob sie sehr viel Lebenszeit darauf verwenden wollen, ein paar Dutzend Gelegenheiten zum Einsteigen bieten. Sie finden hier keine mit Zitaten garnierte Kurzbiographie in Episoden, sondern können Goethe in seinem Dichten und Nachdenken und Formulieren unmittelbar kennenlernen, nach Themen und durchgehenden Motiven geordnet, locker der Chronologie der Werke folgend, alle Gattungen einbeziehend, nur andeutungsweise kommentiert: Gedichte, Dramen, Erzählungen, autobiographische Schriften, Briefe, Abhandlungen und sogar einige der vielen Gesprächsberichte seiner Zeitgenossen, alle Arten Goethescher Texte kommen hier vor. Keine Biographie, aber doch zuweilen der Lebensstoff. Vorgeführt wird also, um ein Beispiel zu geben, nicht wie Goethe alterte, sondern was er über das Altern sagte, wie er es erzählerisch als Lebensaufgabe erscheinen ließ und wie er es an sich selbst beschrieb. Nicht Goethes gut erforschte Ehe ist hier Thema, sondern welche Sprache er gebrauchte, wenn er für seine Frau dichtete (und welche ganz andere er einer angehimmelten Kaiserin vorbehielt). Goethes Werke werden auf ihre Themen und Probleme, die Fragen und wechselnden Antworten, etwa zu Politik, Religion, Sexualität, Natur und Kunst befragt. Dabei riskiere ich immer wieder Querverbindungen, die auch Konstanten, Variationen und Kontraste zum Gleichen sichtbar werden lassen. In diesen Bezügen stecken dann auch viele Funde, die sogar erfahrenen Goethe-Lesern vielleicht noch nicht vor Augen standen, die mir jedenfalls neu vorkommen. Bei der Arbeit des Zusammensehens ergab sich mir immer wieder eine Konsistenz und innere Bezüglichkeit des Goetheschen Denkens, nicht in den Resultaten, aber in seinen Fra-

gen, die mich selbst überraschten. Und ans Licht kam dabei, auch mir deutlicher als zuvor, ein radikaler, realistischer, weniger versöhnlicher, vor allem sehr viel unbefangenerer Goethe, als sein höflicher, oft gefälliger Stil es suggeriert.

Warum so kurz? Gewiss, weil zögernde oder vielbeschäftigte Leser gewonnen werden sollen. Aber es gibt auch ein fernes Vorbild des Unternehmens, die populäre französische Radio-Serie «Ein Sommer mit» – *Un été avec* –, die jeweils in vierzig kurzen täglich aufeinander folgenden Beiträgen von einer Viertelstunde Dauer einen Klassiker vorstellt, zum Beispiel Montaigne, Proust oder sogar ein einzelnes Werk wie den *Don Quichote*. Einen Sommer lang können sich die Hörerinnen und Hörer von *Radio France* ins Werk eines der Großen (und Schwierigen) der Weltliteratur oder der Philosophie in kurzen kommentierten Ausschnitten einführen lassen. Die Autoren sind selbst anerkannte Experten, ihre Sendungen und die aus ihnen entstandenen kleinen Bücher sind populär, aber nicht anbiedernd oder vereinfachend. An so einen Sommer mit Goethe dachten Detlef Felken, mein Freund und Lektor, und ich, als wir uns das Projekt an der Bar des Bayerischen Hofs in München ausdachten.

Kurz soll das Unternehmen aber auch und vor allem sein, weil Goethe selbst ein Meister der Kürze war. Das mag bei vorsichtig berechnet dreißigtausend Seiten in den Werkausgaben (die Briefe nicht mitgerechnet) überraschend klingen, auch mit Blick auf manche «Verschnurrtheit» (Thomas Mann) vor allem in Goethes Briefen und im Altersstil. Trotzdem behaupte ich: So schlagend knapp in ihrem Verhältnis von Wortaufwand und Gesagtem sind sonst nur einige der Allergrößten der Weltliteratur, Dante, Ovid, oder das erste Buch Mose in der Bibel. Kürze ist Ausgangspunkt und innere Poetik des Un-

ternehmens, darum startet es damit. Kurz heißt hier aber nicht leicht oder einfach. Goethe ist kein schwer zugänglicher Autor, aber doch einer, der sich eigentlich nie bei erster und schneller Lektüre ganz erschließt. Kurz heißt bei ihm vor allem konzentriert, aufs Wesentliche zielend, Resultate eines grenzenlos umsichtigen Intellekts in Form bringend. Klassisch ist knapp, das ist sein offenbares Geheimnis. Goethe ist darum auch ein Autor fürs Immerwiederlesen, für immer neue Entdeckungen und Erfahrungen mit seinen Texten. Sie sind so reich, dass sie in wechselnden Umständen immer neu sprechen. Und darum ist das mit dem Sommer auch ernst gemeint: Man lasse sich Zeit und verschaffe sich Muße. Man lese ohne Druck, ganz in Ruhe Stück für Stück, am besten in der vorgeschlagenen Abfolge, auch wenn Nebenwege jederzeit möglich sind. Ein paar Themen treten allerdings in Paaren auf, so die Despotie, der Liberalismus, die Freiheit.

Cut off the telephone. Nehmen Sie sich am besten jeweils eine halbe Stunde für die einzelnen Kapitel, zum Lesen – am besten laut – und zum Nachdenken. Betrachten Sie das Büchlein vielleicht als kurzen Lehrgang, als einen von vielen möglichen anderen *essential* Goethes, der Sie Schritt für Schritt in seine Art des Denkens und Sprechens hineinführt. Denn natürlich: Jederzeit wären andere Gänge durch diese Textlandschaften möglich, sogar lange Sommer mit einzelnen der großen Werke oder auch nur mit den Gedichten, die hier zwangsläufig etwas zu kurz kommen. Es soll Freude machen, erheitern, staunen lassen und vor allem das Entzücken an einer grenzenlos vielfältigen Sprache wecken, die keine Überredung braucht, keinen Klassikerdruck oder Bildungsstress. Goethe war politisch kein Freiheitsapostel, aber er war *freisinnig*, ein Autor, bei dessen Lektüre einem Herz und Gedanken weit werden können.

Die kleinen Zwischenmusiken, die ans Ende der einzelnen Kapitel gesetzt wurden, entstammen vorwiegend Goethes reicher Spruchdichtung, oft dem «Divan», am häufigsten seinen *Zahmen Xenien*, die in seinen letzten Lebensjahrzehnten entstanden. In diesen zuweilen absichtsvoll holpernd gereimten Versen wird Goethe, so hat es Martin Mosebach beschrieben, «sein eigener Mephisto, der die Überwindung, die Weisheit und Frömmigkeit der großen gleichzeitigen Werke höhnisch, ungezogen, zynisch und verächtlich begleitet». Man hat Mephisto als den Vertreter des ernüchterten Alltagsverständes im *Faust* charakterisiert. So zeigen diese Sprüche einen realistischen, absichtsvoll groben Goethe, einen Materialisten des Daseins, der schlechte Zähne und Geldmangel beklagt, «derb und tüchtig», so sein Wort für diese artifiziellen Sprichwörter. Hie und da klingen ihre Reime sogar frankfurterisch, man kann glauben, die Stimme des Dichters selbst zu hören. Neben dem weniger Bekannten, womöglich Überraschenden, schimmern hier auch einige der berühmtesten Zeilen Goethes – Verse, deren Glanz kein noch so häufiger Gebrauch stumpf werden lässt.

P. S. Natürlich ist auch der Satz in der Überschrift dieser Einleitung ein Zitat. Mit ihm begann Goethe 1817 seine «Hefte zur Morphologie», in denen er verstreute Beiträge zur Naturwissenschaft publizierte.

«

*Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.*

Kürze

Generationen deutscher Schüler mussten Goethes Ballade *Der Schatzgräber* auswendig lernen. Die herausgehobene Stellung im Kanon verdankte das Gedicht der schlichten Eingängigkeit seiner Lehre und seinem geringen Umfang. Es ist nur fünf achtzeilige Strophen lang, kurz für ein erzählendes Gedicht.

*Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.*

*Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht,
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze,
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und stürmisch war die Nacht.*

Und ich sah ein Licht von weiten:
Und es kam, gleich einem Sterne,
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfte schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.

«Armut ist die größte Plage/ Reichtum ist das höchste Gut»:
Das leuchtet unmittelbar ein, allerdings wird es vom Gedicht
sogleich bezweifelt. Höher stellt es einen Lebensrhythmus von
Arbeit und Erholung, der zum immer abrufbaren Motto im

bürgerlichen Zitatenschatz wurde: «Tages Arbeit! Abends Gäste!/ Saure Wochen! Frohe Feste!» Diese moralische Feier eines gelingenden Alltags und heilsamer Normalität sollte aber nicht von der Kunstfertigkeit des Gedichts ablenken, seiner wahren Meisterschaft. Sie besteht eben in der Kürze der Erzählung. Die Vorgänge sind kaum angedeutet, dabei sind sie schwerwiegend. Ein Teufelspakt scheint auf: «Meine Seele sollst du haben!/ Schrieb ich hin mit eigenem Blut.» Dann folgen Elemente von Hexerei mit Kraut, Knochenwerk und Beschwörung. Die Uhr schlägt Mitternacht! Doch ebenso rasch naht Rettung aus der Verstrickung, die nicht zufällig an die Magie im *Faust* erinnert. Ein schöner Knabe – erinnert er nicht an ein klassizistisches Relief? – lässt aus einer Schale Wahrheit trinken, er spendet «Mut des reinen Lebens» anstelle «ängstlicher Beschwörung». Der Zauberspuk ist vertrieben, die helle Welt von Arbeit und Genuss, von Anspannung und Entspannung, von Ein- und Ausatmen ist wiedergewonnen. Schiller lobte, das Gedicht sei «so musterhaft schön und rund und vollendet, daß ich recht dabey gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des höchsten geben kann». Die Freude an diesem Kleinod kommt bis heute aus seiner federnden Straffheit, der wundervollen Ökonomie seiner Sprache.

Vielleicht trug zu dieser lebendig pulsierenden Deutlichkeit der Umstand bei, dass Goethe im Frühjahr 1797, als das Gedicht entstand, selbst einen Versuch in Schatzgräberei unternommen hatte. Er hatte das Los Nummer 7666 der Hamburger Stadtlotterie gekauft, in der Hoffnung, damit ein Landgut in Schlesien zu gewinnen, den Hauptpreis. Etwas von der Fiebrigkeit der Erwartung, die jeder Lottospieler kennt, pocht auch im *Schatzgräber*.

Kürze, unfehlbar treffsichere Knappheit, das ist eine besondere Fähigkeit Goethes, auf die man vielleicht mehr achten sollte, bis in höchste Höhen seiner Hauptwerke. Nur acht Zeilen braucht Baucis im fünften Akt des Zweiten Teils von *Faust*, ziemlich genau dreißig Jahre nach der Ballade vom *Schatzgräber*, um in Fausts Projekt der Landgewinnung eine neue Welt zu umreißen, die Industrialisierung mit ihren Arbeiterheeren. Aber auch hier geht es nicht mit rechten Dingen zu, es ist nächtliche Sklavenarbeit, teuflische Schatzgräberei, die Tote fordert und keinen Feierabend kennt:

*Tags umsonst die Knechte lärmten,
Hack und Schaufel, Schlag um Schlag,
Wo die Flämmchen nächtlich schwärmten
Stand ein Damm am nächsten Tag.
Menschenopfer mussten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual,
Meerab flossen Feuergluten,
Morgens war es ein Kanal.*

Der alte Faust ist ein Wiedergänger des *Schatzgräbers* von 1797.

Goethe war sich übrigens der besonderen Gabe, mit wenigen Worten immer mehr zu sagen, bewusst. In späten Jahren verknüpfte er sie mit der Tendenz seines Altersstils zum Abstrakten und «Generischen», zur Verallgemeinerung. Eine beeindruckende Formulierung dafür fand er in einem Brief an Sulpiz Boisserée vom 3. November 1826, wo er sich aus beiläufigem Anlass dafür entschuldigt, schon wieder ins Allgemeine zu gehen:

Als ethisch-ästhetischer Mathematiker muß ich in meinen hohen Jahren immer auf die letzten Formeln hindringen, durch welche ganz allein mir die Welt noch faßlich und erträglich wird.

Dahinter steht der Wunsch, etwas Kontextunabhängiges, dauerhaft Gültiges zu schaffen und in Natur und Kunst zu finden, anwendbare Faustformeln. Daher auch Goethes lebenslange Freude an der Spruchdichtung und am Sprichwörtlichen. Das heißt auch, dass man Goethes Werken mit einer vorangehenden Leseanweisung begegnen sollte: Hier ist nichts zufällig, hier gibt es immer zu denken und Neues zu finden. Man muss das nicht klassisch nennen, man kann es einfach nur brauchbar finden.

«

*Getretner Quark
Wird breit, nicht stark.*

Evergreen

*Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, Balde
Ruhest du auch.*

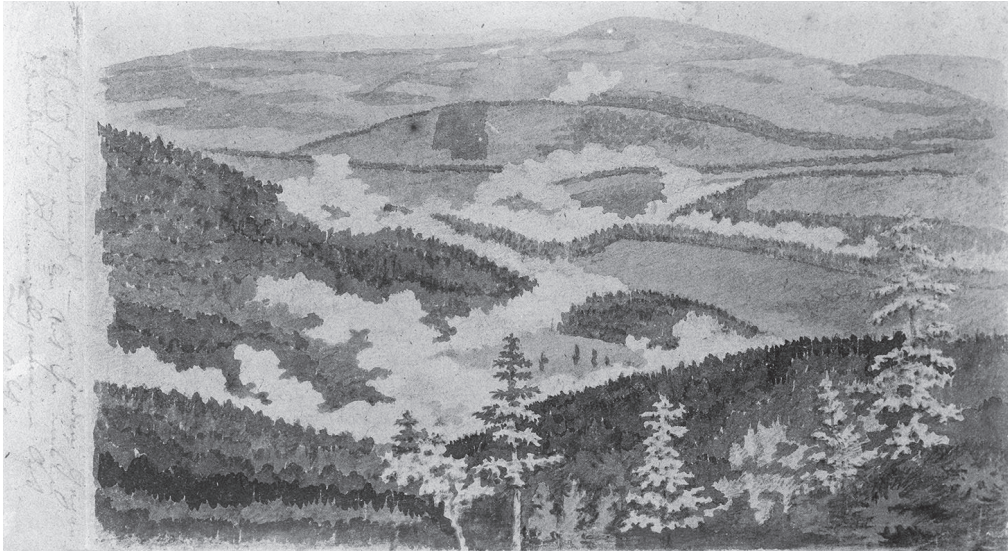
Was soll man über Goethes populärstes Gedicht noch viel sagen? Professionelle Literaturwissenschaftler interessieren sich längst mehr für seine Wirkungsgeschichte als für das kleine, zarte Gebilde selbst. Dabei ist erstaunlich, dass diese Wirkungsgeschichte, darunter zahllose Parodien und kaba-rettistische Verballhornungen, das Gedicht nicht umbringen konnte.

Auch hier ist zunächst die Kürze zu bewundern, das Minimum an Aufwand für ein Maximum an Wirkung. Das Gedicht ist klein, aber es strahlt Weite aus. Es wirkt einfach, aber es ist kunstvoll. Es reimt sich anstrengungslos (ababcddc). «U» und «au» lassen den Stimmapparat lange ausatmen. Die Getragenheit des Rhythmus lässt sich am ausgiebigen Ge-

brauch des «e» dingfest machen (Spürest – Vögelein – Walde – Balde), ein vokaler Nachhall wie das Pedal auf dem Klavier. In einer Schulstunde könnte man die Gegenprobe vorführen: Spürst Du/ Kaum einen Hauch/ Die Vöglein schweigen im Wald/ Wart' nur bald/ Ruhst du auch – ein völlig anderes Metronom, tick-tick. Und doch muss man darauf hinweisen, dass in der Vertonung von Franz Schubert das «e» von «Vögelein» nicht ausgesungen wird.

Das Gedicht vollzieht eine Annäherung vom Fernen ins Nahe, von unbelebter zu belebter Natur, bis hinein ins Subjekt, das hier mit sich selber redet. Gipfel: das ist Geologie, die Erdkruste mit ihren Bergfalten. Wipfel: die Vegetation, der Wald, die Flora. Vögelein: Tiere, die Fauna. Du: das lyrische Ich in reflexiver Entzweiung, aber ohne Zerrissenheit. Das Zeitmaß, der Versfuß ist variabel, jambisch, daktylisch, dadám, dámdada. Sogar die Tagesstunde lässt sich annähernd bestimmen, am Abend, der Moment, in dem das Licht noch am Himmel steht, aber die Natur schon verstummt ist – das «Schweigen» der Vögel setzt ihr Zwitschern kurz davor voraus. Unter dem gerade noch hellen Himmel liegen schon dunkle Massen in einfachen Linien (hier kann man Zeichnungen Goethes an die Wand werfen).

Erläutert man das Gedicht so, mag man glauben, es müsse immer so ausgesehen und geklungen haben, zu dicht ist das Gewebe aus Klang und Anschauung. Doch vermutlich hat Goethe am 6. September 1780 bei einem Ausflug einen etwas anderen Text auf die Bretterwand einer Jagdhütte nahe bei Ilmenau geritzt. Das legen jedenfalls Abschriften des Hoffräuleins Luise von Göchhausen und Johann Gottfried Herders nahe, die auch mit nicht autorisierten Erstdrucken übereinstimmen:



Weite und Stille: «Dampfende Täler bei Ilmenau» –
Bleistiftzeichnung mit Tuschlavierung von Goethe

*Über allen Gefilden
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.*

Auch das eine Gegenprobe, mit der sich Formentscheidungen im kleinen Format erläutern lassen, schultafeltauglich. Vor allem der Diminutiv «Vögelein» erweist hier seine Genialität. In der erdgeschichtlich riesigen Welt sind Singvögel eben rührend winzig. Ist es nicht auch das mit sich sprechende Ich/Du? Es färbt die Außenwelt mit Stimmung, es nimmt sich aber auch zurück in die große Natur, mit zarter Andeutung seiner Sterblichkeit.

Aber hat Goethe überhaupt so gedacht? Auch dafür gibt es

eine Gegenprobe, in einem Text, der fünf Jahre später, ohne Zusammenhang mit dem Gedicht, entstanden ist. Er handelt vom Granit:

Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhest du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschegeist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zumute, der nur den ältesten ersten tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will.

Auch hier die Topographie von Geologie und Himmel und dazwischen die belebte, sterbliche Natur als «anhaltendes Grab». Das Gefühl der «Erhabenheit» bringt das Subjekt ins Spiel. Goethe sieht die Spannweite auch in seinem Denken und Betrachten:

Ich fürchte den Vorwurf nicht daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens des jüngsten mannigfaltigsten beweglichsten veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat.

Drucken ließ er sein Gedicht erst 1815. Seither ist es nicht umzubringen, man erkennt es noch auf dem verstimmtesten Klavier wieder. Daniel Kehlmann lässt es in seiner «Vermessung der Welt» Alexander von Humboldt auf dem Amazonas in spanischer Sprache paraphrasieren:

Oberhalb aller Bergspitzen sei es still, in den Bäumen kein Wind zu fühlen, auch die Vögel seien ruhig, und bald werde man tot sein.

«

*Nur wenn das Herz erschlossen,
Dann ist die Erde schön.
Du standest so verdrossen
Und wußtest nicht zu sehn.*

Erste Freundschaft, erster Tod

Vermutlich gibt es in jedem Leben den Moment, da einem zum ersten Mal die Schönheit des menschlichen Körpers bewusst wird – womöglich noch vor seiner Attraktivität, die sich erst aus dieser Schönheitserfahrung entwickelt. Einer Schönheitserfahrung, die auch noch nichts mit sexueller Orientierung zu tun haben muss, sondern dem Gefühl der Freundschaft nahe ist. So jedenfalls hat es Goethe in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* erzählt, wo der Held eine frühe Erinnerung aufschreibt, die chronologisch eigentlich in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* gehört.

Die Familie fährt zu Freunden aufs Land, es ist die erste Fahrt, die den halbwüchsigen Wilhelm aus dem Umkreis seiner Vaterstadt führt. Dabei lernt er einen gleichaltrigen Fischersohn kennen, der ihn zu einem Schwimmausflug an den Fluss überredet. Eine herrliche Stunde, in der die ganze Natur fühlbar wird:

Da er sehr gut schwamm verließ er bald die seichte Stelle, übergab sich dem Strom und kam bis an mich in dem tieferen Wasser heran; mir war ganz wunderbarlich zu Mute geworden. Grashüpfer tanzten um mich her, Ameisen krabbelten heran, bunte Käfer hingen an den Zweigen und goldschimmernde Sonnenjungfern, wie er sie genannt hatte, schwebten und schwankten geisterartig

zu meinen Füßen, eben als jener, einen großen Krebs zwischen Wurzeln hervorholend, ihn lustig aufzeigte, um ihn gleich wieder an den alten Ort zu bevorstehendem Fange geschickt zu verbergen. Es war umher so warm und so feucht, man sehnte sich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenkühle hinab in's kühlere Wasser. Da war es denn ihm leicht mich hinunter zu locken, eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich und war, mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu sich die Scheu vor dem unbekannten Elemente gesellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Kies entkleidet wagt' ich mich sachte ins Wasser, doch nicht tiefer, als es der leise abhängige Boden erlaubte; hier ließ er mich weilen, entfernte sich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er sich heraushob, sich aufrichtete im höheren Sonnenschein sich abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen vor einer dreifachen Sonne geblendet, so schön war die menschliche Gestalt, von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhüllt gegeneinander, unsere Gemüter zogen sich an, und unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft.

Die Jungen verabreden sich für den Abend; allein, der neue Freund kommt nicht. Denn, so zeigt sich, inzwischen hat sich ein furchtbarer Unfall ereignet. Bei der Suche nach Krebsen ist der Fischerknabe mit vier seiner Brüder ertrunken. Wilhelms neuer Freund war bei dem Versuch gestorben, seine jüngeren, von einer Strömung erfassten Brüder zu retten. Die jungen Toten liegen schon aufgebahrt in einem Saal. Wilhelm macht wenige Stunden nach dem ersten Freundschaftsglück seine erste Erfahrung mit dem Tod:

In dem großen Saale, wo Versammlungen aller Art gehalten werden, lagen die Unglückseligen auf Stroh, nackt, ausgestreckt, glänzendweiße Leiber, auch bei düsterm Lampenschein hervorleuchtend. Ich warf mich auf den größten, auf meinen Freund; ich wußte nicht von meinem Zustand zu sagen, ich weinte bitterlich und überschwemmte seine breite Brust mit unendlichen Tränen. (...) In der Verwirrung dacht' ich ihm Atem einzublasen, aber die Perlenreihen seiner Zähne waren fest verschlossen, die Lippen, auf denen der Abschiedskuß noch zu ruhen schien, versagten auch das leiseste Zeichen der Erwidernung.

Seltsamerweise hat die Erzählung, die Goethe 1829 am Ende des zweiten Buchs der «Wanderjahre» platzierte, kaum die ihr zustehende Aufmerksamkeit gefunden. Sie ist nicht nur schön und ergreifend, sondern auch entscheidend für Wilhelms spätere Entwicklung. Er selbst nennt diese erste kleine Reise, bei der er übrigens auch einen ersten schüchternen Kontakt mit einem fremden Mädchen aufnimmt, sogar «das erste Aufblühen der Außenwelt», die ihm dabei als die «eigentliche Originalnatur» vorkam. In der schönen, dabei so hinfälligen Nacktheit des Knaben wird ihm die Schönheit der ganzen Natur offenbar, und das ist eigentlich ein Winckelmannscher Gedanke.

Die Erinnerung an den Tod der Jungen aber führt Wilhelm nach allen Theaterwirren und Bildungsmühen zum Beruf des Wundarztes, denn er glaubt, dass man die Kinder damals mit Aderlässen hätte retten können. Jarno, der strenge, nüchterne Freund der späteren Jahre, bestärkt ihn in dieser Wendung:

Es sei nichts mehr der Mühe wert, schloß er endlich, zu lernen und zu leisten, als dem Gesunden zu helfen, wenn er durch irgendeinen Zufall verletzt sei (...). «Narrenpossen», sagte er, «sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an, und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus. Du bist gerade in einem Alter, wo man sich mit Verstande etwas vorsetzt, mit Einsicht das Vorliegende beurteilt, es von der rechten Seite angreift, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten auf den rechten Zweck hinlenkt.»

Dieser Gedanke liegt nun weit jenseits der klassizistischen ästhetischen Lebensform nach Art eines Johann Joachim Winckelmann, der Goethes Sympathie in früheren Jahren gegolten hatte. Hier sollten Geist und Körper in gesunder Harmonie als unwillkürliche Einheit in Schönheit leben – an Krankheit und Verletzung war nicht gedacht.

«

*Alles gaben Götter die unendlichen
Ihren Lieblingen ganz
Alle Freuden die unendlichen
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.*

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de